

25]

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Ein kleiner Nest nur war vom Gedächtnis der Gestorbenen übrig geblieben. Im Halbdunkel stand das Fragment des Kreuzes wie ein Sinnbild ewigen, nicht gutgemachten Unrechts. Tief in der Wildnis begraben, fern von Menschen, lag die blutige Kränkung. Sie war geflohen von den Menschen und wollte in ihrer tiefen Versunkenheit nichts mehr als die ewige Einsamkeit der Ruhe. Sie schloß den ewigen Schlaf und schien im Nauschen der Blätter nur um eins zu flehen: Laß uns im Frieden, lebender nachkommender Mensch! Komm nicht hierher, denn wir haben endlich Ruhe gefunden. Der Feind hat uns erschlagen. Unsere Sache ist verspielt, und unsere Brüder haben uns vergessen. So viele Jahre ist es her . . . Geh fort und vergiß!

Marek erwachte aus seinem weichen Ietargischen Sinnen. Er setzte den Hut auf, trat in die Sonne, in das Licht, in die Wärme des Lebens. Die Trauer des Grabes hatte ihn nicht angesteckt. Er neidete jenen Gefallenen nur die weiten Fluren und den großen, offenen Kampf in großen Häufen. Und dies, daß sie in der Schlacht mit der Waffe in der Hand gefallen waren. Er stand da und sah von der Höhe auf das weite hügelige Land. Alles, was in ihm lebendig und vernünftig war, erwachte. Und noch einmal lächelte ihm die Freude; lächelte ihm das Herz über diesen Bauer Drawiec, der dort auf der StraÙe ihn erwartete und ihn stets wieder an den Kampf gemahnte. Und er dachte und sprach es aus: Nur das hat Euch gefehlt in Eurem Schicksal! . . . Dieser Bauer. Nichts anderes als er!

Er sprach die Worte, wie ein liebender Sohn zum Schatten des abgetrennten Vaters spricht.

Ein heißer Tag kündigte sich an. Die Farben spielten in der Sonne, die Umrisse entfernter Dinge zitterten in der heißen Luft. Die Grillen schienen außer sich vor Freude und sprangen ihm in ganzen Häufen vor den FüÙen herum. Man hörte das Lachen der Wachsteln, es lärmten die Eistern, die um etwas zu kämpfen schienen. Schön stand in ihrer üppigen Pracht die Fülle der wilden Blumen.

Und Marek mußte jetzt ein für allemal, daß seine letzte Stunde heiter und ruhig sein wird. Er wußte, daß trotz aller Schönheit des Lebens sein Tod etwas ebenso Einfaches, ebenso Notwendiges war wie dieser bescheidene weiÙe Schmetterling auf dem Hintergrund des blauen Himmels.

Am frühen Morgen des nächsten Tages begannen sich die eingeweihten Bauern an dem verabredeten Platz zu versammeln. Sie kamen verschiedene Wege; durch Feldrain und verborgene Steige kamen sie von weither, und verschwanden im Walde.

Auf einer kleinen Dichtung, auf der nur ein Häufen frischgeernteten Heus lag, warteten bereits Marek und Drawiec. Man begrüßte sich. Alle liebten Marek sehr, und ein jeder der Reihe nach sprach ihm, fast mit den gleichen Worten und so gut er es verstand, seine Freude darüber aus, daß „der ältere Genosse sich gerettet hatte und lebt — Gott gebe noch recht lange!“ Marek drückte harte Fäuste und begrüßte gerührt die alten Bekannten. Man unterhielt sich eine Weile, und als Drawiec verkündigte, daß alle Berufenen beisammen seien, setzten sich die Bauern in den Schatten aufs Gras, und Marek trat heraus und sprach:

„Ich freue mich, Euch alle lebendig, gesund und zur Arbeit bereit zu sehen. Ich freue mich, daß hier bei Euch alles in Ordnung ist, daß keine Lumperei und kein Eigenwille vorgekommen ist. Die erste soldatische Tugend ist, dem Anführer zu gehorchen. Nicht mir und auch nicht dem Genossen Drawiec habt Ihr gehorcht, sondern der ganzen Revolution und dem arbeitenden Volk, das uns zu Euch geschickt hat. Das ist gut.

Ihr seid unzufrieden, daß es für die Kampfgruppe zunächst keine Arbeit gibt. Auch das ist gut, daß der Soldat den Kampf will. Anders, wenn es ihm einfallen sollte, auf eigene Faust etwas zu unternehmen. Da aber dergleichen nicht geschah, so ist es gut. Mancher von Euch fragt sich:

Wozu ist diese Kampfgenossenschaft da, wenn befohlen wird, still zu sitzen, nur zu lernen und zu schweigen — und nichts zu tun, als was jeder gewöhnliche Mensch in der Partei tut? Denn manchem scheint es, er sei etwas Besonderes, wenn er der Kampfgenossenschaft beigetreten ist. Der mag sich mäÙigen, denn in seinem Kopf ist es nicht in Ordnung. In gewöhnlichen Zeiten seid Ihr verpflichtet, die ersten bei der alltäglichen ruhigen Arbeit zu sein, sei es beim Streik, sei es, um die Galunken aus der Gemeinde auszutreiben, sei es in der Versammlung. Und wenn der Befehl kommen wird, zu den Waffen zu greifen, dann werdet Ihr gehen. Ich habe Euch schon so viele Male auseinandergesetzt, was die Kampfgenossenschaft ist, wozu und zu welchem Zweck, was und wann sie soll — und Ihr erinnert Euch dessen nicht mehr! Man muß sich schämen, daß man ein und dasselbe immer und immer wiederholen muß wie vor Kindern. Schade um den Mund und um die Zeit! An Stelle dessen, was ich Euch Neues zu sagen hätte, muß ich immer die alten Predigten wiederholen . . .“

Er sprach lange. Er sprach klar, kraftvoll, einfach, um aufzuklären und zu belehren. So oft schon hatte er das gleiche gesprochen, hier und anderswo, daß es ihn langweilte, wenn er begann. Da er aber einen Häufen aufmerksam und gesammelt horchender, tapferer, bereiter Leute vor sich hatte, wurde er lebhaft und warm.

„Meine Sache ist es nicht, Euch von der Duma zu erzählen, von der Politik und von den ländlichen Streiks. Ihr habt die Zeitung lest sie; dazu sind auch die Genossen von der ländlichen Organisation da. Diese fragt. Meine Sache ist, daß Ihr schieÙen lernt, eine Mine legen, rasch zur Stelle sein, wo man Euer bedarf, das Nötige tun und verschwinden, leise wie die Katzen. Und gegebenenfalls den Kopf zu riskieren, ohne Bedauern und ohne Angst. Also, Genossen, jetzt werde ich Euch eine große und wichtige Neuigkeit mitteilen. Und aus dem, was ich von Euch und von Drawiec hörte, schlieÙe ich, daß sie Euch angenehm sein wird.

Eine große Arbeit wartet Eurer hier. Eine nicht gewöhnliche und sehr wichtige Arbeit. Man kann sagen, daß unsere Kampfgruppe dergleichen noch nicht unternommen hat, weil es ihr an Kräften fehlte. Jetzt kann man es, also wird es geschehen.

Ich werde Euch nicht sagen, wo, was, wie und wann. Denn das ist nicht unsere Art. Es genüge Euch zu wissen, daß jeden Tag, vielleicht schon in einer Woche, jemand von den Unserigen oder ich selbst oder ein anderer, wenn ich nicht mehr sein sollte, mit dem Befehl hierherkommen wird; dann müÙt Ihr, ohne auch nur eine Stunde zu verlieren, beginnen. Alle, bis zum letzten, haben in Bereitschaft sich zu halten. Es wird vielleicht nötig sein, weit zu fahren, vielleicht einen Häufen von Menschen hier unterzubringen, zu unterstützen — vielleicht ergibt es sich auch, daß man Gefangene befreien wird müssen . . .“

Es kann mißlingen. Und dann werdet Ihr es alle mit dem Leben bezahlen. Es kann, wenn Ihr Euch brav haltet, gelingen. Und dann wird es nur Freude geben und gar keine Trauer. Ich bin nicht der liebe Gott, um das vorauszuwissen. Aber was ich wissen muß, ist: daß Ihr mit Ueberlegung auf die Frage antwortet: werdet Ihr bereit sein? Werdet Ihr blind gehorchen, wie es gerade kommt? — Wer nicht bereit ist, mag heute die Waffe abliefern, und er soll kein böses Wort hören.“

„Wir sind bereit.“

„Wollt Ihr alle gehen?“

„Uns braucht man nicht zu fragen. Nur zu befehlen. — Dazu sind wir da.“

„Wir haben genug von dem Warten.“

Drawiec erhob sich vom Grase und sprach:

„Du, älterer Genosse, und auch Ihr, Genossen! Ich will jetzt wegen der Aufnahme neuer Leute in den Bund etwas sagen. Wir sind hier achtundzwanzig von den Älteren, und nicht weit von hier am Walde warten noch dreizehn, die zu uns wollen. Es ist nötig, daß hier von allen gefragt wird, was einer irgend von ihnen weiß. Sie sind ausgesucht und gewählt, durchgeseiht wie das Korn in der Mühle. Alles wohlgeraten. Denn Verdorbenes brauchen wir nicht. Aber

Tennoch muß über jeden noch einmal abgestimmt werden, und was einer zu sagen hat, mag er sagen . . .

Nach einer Stunde ungefähr führte Draviec feierlich ein Häuflein Bauern auf die Dichtung. Sie kamen neugierig mit vorgezogenen Köpfen und leuchtenden Augen näher, als hätten sie erwartet, etwas sehr Ungewöhnliches zu erblicken. Es waren tüchtige Burschen, jung, doch nicht allzu jung, in verschiedener Kleidung, doch alle in Stiefeln, in sauberen Hemden und gewaschen wie am Sonntag.

Die Kampfgenossen hatten sich in zwei Reihen aufgestellt. Am Flügel stand ein Mann mit der Fahne, neben ihm Marek. Alle außer ihm hatten die Waffen entblößt. Die Neuen stellten sich getrennt auf und grüßten auf Draviecs Befehl die Fahne durch Hutabnehmen. Marek trat in die Mitte der Dichtung, sah scharf auf die Neuen und begann:

„Was Ihr jetzt tut, bedeutet einen wichtigen Augenblick in Eurem Leben. Denn von nun an ist jeder von Euch in die heiligste Verpflichtung getreten, in den würdigen und schweren Dienst des ganzen Volkes. Ihr dienet Euch selbst, denn Ihr seid das Volk! Wenn Ihr fallt, so geschieht das für Eure Sache. Denn Ihr seid das Volk. Fallen aber kann man leicht bei uns. Und als Belohnung gibt es nichts als das reine Gewissen erfüllter Pflicht. Güter werdet Ihr nicht erwerben, außer der Ehre, daß Ihr Leben und Gesundheit für die Sache der Befreiung hingebt.“

Wir haben einen großen, schweren, blutigen Kampf begonnen. In den Dörfern und in den Städten. Die Herren, die Geistlichen, die Kaufleute, Fabrikanten, alles, was reich und mächtig ist und von der menschlichen Arbeit lebt, alle sind von diesem Kampf zurückgetreten, und bei der Sache allein geblieben sind wir: Arbeiter und Bauern. Wie haben einen Bund auf Tod und Leben geschlossen, wir haben einander die Hände gereicht, und es muß geschehen, was wir wollen.“

„Wir Kampfgenossen kommen ins erste Feuer. Wir sind die vordersten bei der schwierigsten Arbeit. Uns ist es zugefallen, den großen Krieg vorzubereiten und zu beschleunigen, welcher uns ehrliche Freiheit erobern soll, Erleichterung für das arbeitende Volk in Stadt und Land. Unser Blut wird fließen und muß fließen, anders wird der Feind nicht weichen. Es wird viel Elend und Unglück geben, aber so ist das Recht des Krieges. Ohne dies wird es keinen Sieg, wird es kein Glück geben.“

(Fortsetzung folgt.)

Praktische Moralthologie.

Von Peter Scher.

Ein Herr Georg N. Pieple fuhr in den ersten Tagen dieses Monats vom Görlitzer Bahnhof in Berlin über Görlitz-Zittau ins Böhmisches, um einen Freund zu besuchen.

Der Freund hatte Herrn Pieple geschrieben: Vergiß nicht, deutsche Zigarren und leichten Tabak mitzubringen. Die österreichische Sorte kannst Du nicht vertragen. Herr Pieple hatte diesem Räte entsprechend Zigarren und Tabak in reichlicher Fülle mitgenommen. Als der ehrliche Mensch, der er war, hatte er diesen Vorrat in seinem Koffer obenauf placiert. Da die Geschichte nun einmal verzollt werden mußte, sollte sie der Beamte auch gleich parat finden. Viel leicht würde er sich, durch soviel Ehrlichkeit gerührt, bewegen lassen, von einem weiteren Durchwühlen des Koffers, der nichts Verzollbares enthielt, Abstand zu nehmen. So hatte Herr Pieple argumentiert, ohne mit jenen mystischen Zusammenhängen zu rechnen, die ehemals sogar einen Strindberg vermochten, an Mächte zu glauben, deren Fingerzeigen sich die Einsicht der Sterblichen platterdings nicht entziehen könne.

Der ahnungslose junge Mensch kaufte sich in Görlitz die Abendzeitung und hatte das Blatt kaum aufgeschlagen, als sein Blick sich — wie magnetisch angezogen — auf einen Artikel heftete, in dem von einer Ordensverleihung an den Würzburger Theologieprofessor Franz Adam Göpfert die Rede war. Herr Pieple behauptete später, er habe zunächst über sich selbst lachen müssen. Was zum Denken, habe er bei sich gesagt, geht mich Franz Adam Göpfert und sein Orden an! Gleichwohl habe er doch das merkwürdig-mystische Gefühl nicht los werden können, daß da etwas Besonderes dahinter stecke. Und richtig! Am Schluß des Artikels war — um dem Leser plausibel zu machen, für welche Leistung Herr Göpfert den Orden erhalten hat — ein Satz aus seinem Hauptwerke, der „Moralthologie“, zitiert.

Dieser Satz schlug wie ein Blitz in Herrn Pieples Gemüt. Er soll darum auch hier folgen:

„Dagegen kann man es nicht als ungerechtes (wenn auch unerlaubtes) Mittel ansehen, wenn jemand, um der Steuer oder dem Zoll zu entgehen, Mangel an Zeit vorjährt, ernstlich behauptet oder beschwört, er habe nichts Steuerpflichtiges, oder wenn

er auf Fragen sagt, man habe nichts zu deklarieren; es liegt auch keine Ungerechtigkeit vor, wenn der Steuerbeamte die fehlende Summe ersehen müßte; denn das hat er seiner eigenen Nachlässigkeit und Leichtgläubigkeit zuzuschreiben.“

Der Reisende las den Satz dreimal durch. Er starrte eine Weile vor sich hin, dann kniff er sich in den Arm und fühlte Schmerz — er war also bei Bewußtsein. Hier war seine Hand mit der Zeitung — dort der Koffer — kein Zweifel: er war wach! Nach einer Weile klärte sich seine bestürzte Miene. „So, so“ — murmelte er — „dafür hat er also vom Staat den Orden gekriegt! Na, da wäre man ja schön dumm, wenn man nicht . . .“

Das Ende des Satzes ging in dem Getöse unter, daß die Hantierung mit dem Koffer verursachte. Als Herr Pieple den Dedel wieder zuschlug, hegte er keine Besorgnis mehr, die Zigarren zu beschädigen. Er war insollgedessen sehr vergnügt.

An der Grenze kam der Zollbeamte ins Coups: „Nichts zu verzollen — Tabak — Zigarren?“

„Absolut nichts!“ rief Herr Pieple. Er rief es aber mit solcher Ueberzeugungskraft, daß der Beamte stutzte und befahl, den Koffer zu öffnen.

Herr Pieple schloß mit zitternden Händen auf. Der Beamte scharrte ein bißchen zwischen Kleidern und Wäsche herum und förderte mit geübtem Griff Zigarren und Tabak ans Licht.

„Aha!“ sagte der Zöllner.

„Weg da!“ schrie der Sünder.

„Schmuggler!“ zischte der Beamte.

„Kregel!“ kreischte Herr Pieple in besinnungsloser Wut.

„Beamtenbeleidigung auch noch!“ donnerte der Zöllner und schleppte den Reisenden vor den Oberzöllner.

„Wissen Sie nicht, daß Schmuggeln ein Verbrechen ist?“ schnarrte der Vorsteher.

„Unfug!“ schrie Herr Pieple schäumend, „moralisch ist er — theologisch ist er — eine religiöse Handlung ist er!“

„Lästerei!“ tobte der Unterbeamte.

„Er ist irrsinnig!“ der Oberbeamte.

Das Protokoll wurde aufgenommen.

„Natürlich Protestant!“ bemerkte der eine Beamte mit Genugtuung.

„Und aus Berlin,“ setzte der andere hinzu.

Das Protokoll legte Herrn Pieple Zollhinterziehung und Beamtenbeleidigung zur Last.

„Von der Lästerei habe ich nichts erwähnt, um Sie nicht ganz unglücklich zu machen, junger Mensch,“ sagte der Vorsteher väterlich.

„Im übrigen haben Sie laut Gesetz den elffachen Wert des hinterzogenen Zolls zu deponieren.“

Herr Pieple deponierte, bestieg den nächsten Zug und langte mit erheblicher Verzögerung bei seinem Freunde an.

Noch am selben Abend schrieb er folgende Zeilen:

Herrn Franz Adam Göpfert, Theologieprofessor und Ritter pp. in Würzburg.

Sehr geehrter Herr Professor!

Ich erlaube mir, Ihr werthes Konto „Moralthologie“ (Abteilung Zollhinterziehung, Bd. II S. 270) mit 88 M. zu belasten. Gestatten Sie mir die ergebene Anfrage, ob ich beauftragt bin, auch den zurzeit noch ideellen Wert der in logischer Konsequenz unterlaufenen Beamtenbeleidigung auf das nämliche Konto zu buchen. Sollten Sie damit einverstanden sein, so wäre ich nicht abgeneigt, bei nächster Gelegenheit auch probeweise eine Steuerhinterziehung auf moralthologischer Grundlage zu versuchen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Georg N. Pieple, stud. moralthol.

Kindersprache und Gedichtsprache.

Von Karl Röttger.

Wir haben da gleich eine Reihe Probleme. Das Problem „Kind“, das Problem „Sprache“, „Gebichte“, „Erwachsener“ usw. Man wird an sie einzeln heran gehen müssen, ehe man übers Ganze einen Blick bekommt . . . Das ist ja bislang immer so unheilvoll gewesen, daß diese Dinge dem Geistigen von heute meistens gar keine Probleme mehr waren, sondern Selbstverständlichkeiten, über die er nicht nachzudenken brauchte. Da war die Pädagogik, da war die Lehrerschaft, die im Sinne dieser Pädagogik unterrichtete, da waren die Schulbücher, — und nun, Kind, lerne und lebe dich allmählich gefälligst ein in unser Erwachsenen-sein, wie in unsere (sogenannte) Nationalliteratur, in unseren — ach ja, — geistigen Besitzstand. — Ja, schade nur, daß solche Dinge auf die Dauer immer gar nicht so selbstverständlich erscheinen für die unruhigen Geister, die immer suchen, nachprüfen, ob auch im Geistigen alles in Ordnung sei. Was wir jahrelang, was die Menschheit jahrhundertlang glaubte, als wahr, als gut ansah, das wandelt sich unter reifer werdendem Blick, wird überlebt, unbrauchbar. Der geistige Besitzstand unterliegt einer dauernden Revision.

In der Pädagogik ist der erlösende Zweifel seit Jahren wirksam. Waren doch die sogenannten pädagogischen „Wahrheiten“ allmählich

so erlärnt, so regelhaft geworden, daß man fühlte, es eilt, daß wir uns davon befreien, ehe noch mehr junge Seelen davon zerquetscht werden. Die bisherige pädagogische Anschauung hat trotz allem, trotz Montaigne, Rousseau, Pestalozzi, im Kind eine Art Tier gesehen, etwas Dummes, das wir, die Erwachsenen, zu uns „empor ziehen müßten“. Dagegen hatte Jesus schon die höhere Anschauung vom Kind, da er das Kindsein als Vorbild der Erwachsenen hinstellte. Wir sind heute daran, diese Anschauung auszubauen, sie im einzelnen zu verdeutlichen, indem wir das Kind nicht zu uns empor zu ziehen trachten, sondern seinen in ihm liegenden Bedingungen gemäß es wachsen lassen und nur dafür sorgen, daß es seinen geistigen Hunger stillen kann — nicht mit geistiger Kost, die zu bestimmten Tendenzen und Zwecken ausgeüht ist, sondern die sich allein nach den seelischen Wachstumsbedingungen und -mög-lichkeiten des Kindes richtet.

Nun die Sprache. Eine wesentliche frühere Meinung war: die Sprache sei ein Geschenk Gottes an den Menschen, ihm gegeben in Ansehung seiner Not, da er sonst hilflos gewesen sei. Eine andere Auffassung war die der Erfindung. Der Mensch hätte sich die Sprache „erfunden“, so wie er sich in der Wildnis, in der Ungemütlichkeit des ersten Seins andere Dinge erfunden hätte, Dinge des Gebrauchs, der Bequemlichkeit. Auch diese Auffassung ist auf die Dauer unhaltbar. Denn sie setzt ein Denken und einen Geist voraus, wie er vor der Sprache noch nicht da sein konnte. Nach all' unserer Erfahrung steht die Sprache in engster Beziehung und Wechselwirkung zum Denken. Es ist innigster Kontakt da und man kann sagen, daß ohne dauernde Sprachentwicklung, Sprachwandelung auch eine geistige Entwicklung kaum möglich ist. Diesen Anschauungen hat der Sprachforscher und -philosoph Steintal in seiner „Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft“ die dritte Anschauung gegenübergestellt: daß die Sprache von Anfang an in der Tendenz im Menschen gelegen hat und gleichzeitig mit all' seinen Fähigkeiten gewachsen ist. Gemeinhin steht ja nun der heutige Gebildete dem Kind gegenüber so da, daß er ohne weiteres annimmt, das Kind lernt Sprache durch Nachahmung. Aber selbst, wenn man annähme, daß das so wäre, so müßte man zurückgehend in den Jahrhunderten und Jahrtausenden der Geschichte einmal zu Menschen kommen, die Sprache nicht durch Nachahmung lernten, weil vor ihnen noch keine Menschen waren, von denen sie hätten lernen können. — Also kurz und gut, die Sprache wächst im Menschen, wie alles andere an ihm wächst, falls man ihm die Wachstumsbedingungen nicht abschneidet. Und wirkliche Wissenschaft und Forschung würde es sein, wenn man zu erkennen suchte, wie das zugeht. Steintal war ein solcher Forscher im besten Sinne. Und er hat manches zu dem Problem sagen können. Um zu einem möglichst klaren Bild über das Entstehen der Sprache zu kommen, ging er nicht in eine nebelhafte Urzeit zurück, von der er wußte, daß er sie niemals genau rekonstruieren könnte, sondern er suchte den Urmenschen unserer Tage auf: das Kind. Was er da gefunden hat, steht in dem genannten Buch.

Auf ähnlichem Boden steht Verthold Otto, der allerdings von der pädagogischen Seite herkam, und fand: daß Kinder in den verschiedenen Jahren ganz verschiedene „Mundarten“ sprächen, und daß es darum für den psychologisch gebildeten und interessierten Pädagogen wichtig sei, hierüber orientiert zu sein, um dadurch das Unterrichtswerk zu erleichtern. Das ist nun keineswegs so dumm, wie anfängliche Gegner der Ansicht glauben machen wollten. Denn es handelt sich nicht im mindesten um ein Aufhalten der Sprachentwicklung, sondern um eine pädagogische Möglichkeit der Verständigung zwischen Erwachsenen und Kind. Es ist eine ganz bekannte Tatsache, daß die Mehrzahl unserer Bücher in den Schulen in einer Sprache geschrieben sind, die für das Kind abiotot unzugänglich ist, so daß in den Schulen meist noch weiter nichts geschrieben wird, als Komentatur, — d. h. eine holzhaderische Ver- und Bearbeitung von Sprache und Erklärung von Gelesenem, weil die Sprache eben dem Kinde fremd ist. Daß dabei die Ausbildung der Geisteskräfte des Kindes leiden muß, ist klar. Denn die meiste Zeit wird damit verbracht, die Sprache der Schulbücher dem Kinde in den Lehrstunden zu verdeutlichen, soweit das möglich ist. — Notgedrungen kommt dabei auch das zu kurz, was an eigenem im Kinde ohne weiteres drin liegt, sein Fühlen, seine Seele, seine Sehnsucht nach den Erkenntnissen, die ihm zunächst einmal am nächsten liegen. Nicht dadurch, daß man dem Kind eine ihm im Grunde fremde Sprache (der Erwachsenen) vorhält, kommt das Kind weiter in der Sprache, sondern, indem man es jeweils das aussprechen läßt, was es geistig seelisch beschäftigt — aussprechen läßt in seiner Sprache. Die Weise sind da Kinder können außerordentlich eigenwichtig, schön, treffend erzählen. Wer jemals die Schulanfänger unterrichtet hat, weiß das. Sie stehen so voll von Leben, haben so wunderbare Augen, die beobachten, schauen und staunen können, und haben eine so offene Seele, eine so vertrauensvolle Hingabe, wenn man ihnen gestattet, mit all dem heraus zu rücken, was sie beschäftigt. Und wo ist all das nach ein paar Jahren Unterricht geblieben? Ja, wo?

Die Anschauung, Kindersprache sei verhungerte Erwachsenensprache ist wohl heute endgültig abgetan. Die Anschauung, Kindersprache sei häßlich, schwindet auch immer mehr, je mehr man sich mit der Sprache des Kindes befaßt. Somit ist die Bahn frei gemacht, für Anerkennung des kindlichen Ausdrucks in der Schule — mündlich und schriftlich. — Die Anerkennung ist freilich vielerorts erst theoretisch nur vorhanden. Und vor allem in den Büchern, die

man Kindern gibt, sowohl in den Schulbüchern, wie auch in den meisten Jugendschriften, steht noch das fürchterliche Schriftdeutsch.

Als das Buch vom Arbeiter Karl Fischer erschien, hat die Presse vor allem die Bucht und Macht seiner Sprache hervorgehoben. Das ist schon richtig. Man hätte nur auch das Prinzipielle daran sehen sollen, daß nämlich der Verfasser eine solche machtvolle Sprache schrieb, weil er nicht durch eine Schriftsprache verbildet war. Ich bin gerabzu der Ansicht, daß mancher berühmte Schriftsteller sich vor der Sprache des Arbeiters Fischer einfach verkrüchten sollte: eine solche suggestive Kraft geht von ihr aus, eine Kraft, die eine mit Bedacht gebaute und gestaltete und Kunstsprache niemals bekommen kann. Otto zur Linde ist einer der ersten gewesen, die dies tief erkannt haben; er prägte den Ausdruck von der „echten“ Sprache, und was er damit meinte, war eine Sprache, die nicht nach Vorbildern (der Literatur usw.) geschaffen sei, sondern die im innigsten Kontakt mit dem Erlebnis, mit dem Geschehen usw. entstehen. Er war es auch, der die Kindersprache in dieser neuen Perspektive sah. Er sah, wie das unverbildete Kind im innigsten Kontakt mit Erlebnis und Geschehen spricht und dann naturnotwendig den treffenden Ausdruck findet. Wenn die Umstände günstig sind (das Kind keine Anleitung zum Schwägen und Wortemachen bekommen hat) und es sich abwärtslos offenbaren kann, macht die Sprache des Kindes den Eindruck von etwas Dichterischem. Auch der Herausgeber einer Kunstzeitschrift schrieb mir vor Jahren, im Verfolg solcher Ideen, daß in der Tat manche Stücke in der Kindersprache auf ihn den Eindruck von Gedichten machten. In der Tat sind zwischen Gedichten und Kindersprache Beziehungen. Freilich das, was als Kindergedicht in der bisherigen Literatur, vor allem in den Vesebüchern da ist, scheidet hier völlig aus. Gull, Geh, Meinid usw., das sind alles gar nicht die Kinderdichter, wie ich sie meine. Auch Trojan, Blüthgen usw. nicht. Ich führe von schlechter Vesebuchdichtung ein paar Beispiele an:

„Es blieben einst drei Kinder stehn,
Die grad zur Schule sollten gehn,
Die dachten dies und dachten das,
Das Lernen sei ein schlechter Spah.
Und sprachen dann mit leichtem Sinn,
Ei, laßt uns doch zum Walde hin,
Das Spielen ist der Tierlein Brauch,
Laßt spielen uns mit ihnen auch.“

Und so weiter. Der „geneigte“ Leser weiß schon, wie die feine Geschichte weiter gehen wird. Man beachte aber hier die schöne sogenannte „Kindlichkeit“ und die schöne Sprache: „die grad zur Schule sollten gehn“ — „laßt spielen uns mit ihnen auch“ usw.

Ober:

„Schlägts des Morgens halber acht,
Spring ich auf von meinem Stuhl,
Alles wird zurecht gemacht,
Was ich brauch in meiner Schul —
Von dem Nagel kommt die Klappe,
Umgehängt wird schnell die Mappe,
Eingefädelt Buch und Schrift,
Tafel, Lineal und Stift. . . .
Nun ihr Leut, ich will schon heut,
Lernen, daß es eine Freud,
Daß es eine Lust soll sein,
Bis der Abend bricht herein
Daß ich auch, wenn ich bin brav,
Spielen kann und ruhig schlaf. —

Geist, Wesen und Sprache solcher „Dichtung“ ist entsehrlich grau-
sam, Iedern, moralisch, ungläublich unpsychologisch. Ober Prosa:
„Auf dem Hü hner hofe. Ein gar bewegliches Wöllchen ist die
Echar der Hü hner, die auf dem Hofe umherläuft. Und wie schmucl
(könnte es auch anders heißen? schmucl!! A.) sehen sie aus in ihren
bunten Federkleidern und den Hauben und Kämmen an ihren
Röfien. Wer aber schreitet so stolz und kräftig zwischen ihnen
hindurch? Das ist der Hahn, ihr Herr und König!“

In diesem fürchterlichen Stil geht es nun ein ganzes Vesebuch weiter.
Dem allen gegenüber hat die Kindersprache oft musikalische und
dichterische Qualitäten. Daß das nicht früher erkannt wurde,
daran ist eben das schlechte Schuldeutsch, die schlechte Vesebuch-
sprache schuld. Selbst in Kunstzeitschriften wird es
erst langsam erkannt. Denn auch da ist noch oft die Anschauung,
die Kinder lernten die Sprache durch Nachahmung. Gott sei dank,
das tun sie nicht. Denn sonst müßten sie durch Nachahmung der
Schulsprache, der Schulbücherprache längst rettungslos verkrücht sein.
Auch in manchen Büchern, die die Ausküsste geprißt haben, ist die
Sprache noch mangelhaft und zu „hoch“ und „schriftdeutsch“. Otto
zur Linde hat in einer trefflichen Abhandlung einmal darauf auf-
merksam gemacht. Er hat die Sprache von Kräpelin's „Naturstudien“,
von den „Tiergeschichten“ und anderen Büchern psychologisch-dicht-
erisch untersucht und nachgewiesen, daß die Sprache dichterisch unzu-
länglich und dem Kinde fremd sein muß. Das Kind hat eins mit
dem Dichter gemein, und das ist etwas Psychologisches; es will im
Grunde weder Sprache noch vor all'm Sprachlehrer zwischen sich und
den Dingen. Es will in allen wesentlichen Fällen neu schaffen, neu
benennen. Es will seine Welt überwinden. Dasselbe will der
Dichter. Und das Sprachschaffende Kind und der dichtende Dichter
sind zur Zeit des Schaffens die ganz Absichtslosen und Einfamen,

und dann sind sie, ich könnte auch sagen, darum: die rein sich Gebenden. Sie lassen die Welt in sich schaffen, und gebären aus intensiver Anschauung den Stil. Es freut mich, daß diese unsere Ansichten allmählich bei den vereinigten Prüfungsausschüssen Eingang finden, einiges steht schon fast wörtlich in den Thesen der Berliner Pfingsttagung.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Mit 100 Mark nach Amerika. (Von Kurt Kram. Verlag F. Fontane u. Co., Berlin. Preis 1 M.) Den löblichen Bestrebungen unserer Arbeiterdilettanten leuchtete in der Regel kein guter Stern. Mit viel Eifer und großem Optimismus ziehen sie aus, die ihnen fremde proletarische Welt zu erforschen, und viel fröhlicher als sie gewollt und mit düsteren Erinnerungen beladen, kehren sie wieder heim. Sie hatten sich das Arbeiterleben leichter, erträglicher vorgestellt.

Dem Regierungsrat Kolb ist der Schriftsteller Kurt Kram nach Amerika gefolgt, um dort als Arbeiter das Arbeiterleben zu studieren. In der Redaktion der „Gartenlaube“ war vorigen Sommer das Gespräch darauf gekommen, wie es wohl heute einem mittellosen Deutschen im Dollarland ergehen würde, jetzt, wo sich die Verhältnisse gegen früher sehr geändert hätten. Kram erbot sich, die Lösung dieser interessanten Frage zu versuchen. Die „Gartenlaube“ stellte ihm ein Zwischenbedillet und die für die Landung nötigen 100 Mark. Ausgerüstet mit diesem Betrag sollte er sein Glück versuchen. Sobald er um weitere Mittel eruchen würde, sollte das Experiment zu Ende sein.

Die Absicht, den Deutschen daheim durch Selbsterlebtes Bericht über die Lage der Einwanderer in Amerika zu geben, war sicherlich sehr lobenswert. Schade, daß sie schon in der rauhen New-Yorker Wirklichkeit, nach kurzen Wochen berging. Das war nun gewiß nicht die Schuld des Redakteurs der „Gartenlaube“. In gutem Willen und Mut hat es ihm für die Erreichung des für ihn zu hohen Zieles wahrlich nicht gefehlt: Inmitten eines unsauberen Geschmeißes von Polen, Juden und Galiziern trat er in vierter Klasse seine Reise von Berlin nach Hamburg an; in der von allzu menschlichen und Knoblauchgerüchen verpesteten Atmosphäre des Zwischendecks erlitt er die Uebersfahrt; drüben in New York landierte er in armseligen Stuben, und in Hafenkneipen suchte er Gesellschaft, Rat und Arbeit. Er versuchte sich als Wurstverkäufer, Kutcher, Hausknecht und was sonst noch. Alle Anstrengung und Dienstwilligkeit vermochten nicht, die schmale Reiseklasse zu stärken. Was er verdient, ging bei der Arbeitsuche wieder drauf. Das mit willigen Arbeitskräften überfüllte Einwandererzentrum New York zu verlassen, dazu langten wohl Mittel oder Lust nicht. Der Zufall führte den mutlos gewordenen, an Körper und Geist geschundenen Arbeitsjüngenden in die 14. Straße. Hier, in einem deutschen Restaurant, wurde ihm der Auf: Sauerbraten mit Kartoffelsoße zum Verhängnis. Der Gedanke an solch ledere Speise vertrieb den Gedanken an seine Mission. Hastig gab er das selbstgewählte Arbeiterdasein auf. Von der Exkursion in die proletarische Unterwelt hatte er mehr als genug.

Diese Ergebnisse lassen ahnen, wieviel Not und Herzeleid gewöhnliche Einwanderer zuweilen in New York zu erwarten haben, sie, die über weit geringere Bildung und nicht über den moralischen Mut verfügen, den das Bewußtsein verleiht, eine für alle Fälle bereitstehende Reservelasse zu haben. Wenigstens wenn sie es anfangen wie Kram. Allein der moderne Proletarier bringt aus dem Vaterland mehr praktische Lebenserfahrung und im rauhen Kampfe ums Brot hart gewordene Gefühle mit. Er wird weder bei schiffbrüchigen Landsleuten oder amerikanischen Soldknechten, noch bei den Gaunern, die zu rationellerer Brandführung der Grünhörner Arbeitsnachweise eingerichtet haben, Rat und Arbeit suchen, sondern direkt in die Fabriken (oder zu seiner Gewerkschaft) gehen. Krams Unerfahrenheit würde auch in Berlin oder Hamburg nicht viel größere Erfolge buchen können, obgleich da nicht allwöchentlich Tausende von willigen Arbeitern abgeladen werden.

Aber Kram wollte ja keine vergleichende Darstellung der Lage der Arbeiter in Amerika und Europa geben, sondern nur durch die Schilderung seiner eigenen Ergebnisse ausmalen, wie es heute einem mittellosen Einwanderer in Amerika geht. Der Versuch war lobenswert, das Ergebnis ist mager. Seine Schilderungen dürfen nur als das genommen werden, was sie sind: als Ergebnisse eines in den Dingen des proletarischen Broterwerbes unerfahrenen Bürgerlichen, aber nicht als die Darstellung der Verhältnisse der einwandernden Arbeiterschaft Amerikas. Er sammelte sein Material bloß an den schmutzigen Mäandern der gewaltigen Hafenstadt, wo sich die große Republik in der häßlichsten Karikatur zeigt. Zur Lösung der Frage, die in der Redaktion der „Gartenlaube“ auftauchte, ist die New Yorker Süd- oder Westseite ein sehr ungeeigneter Platz. Die Hudsonmetropole ist „eine Vorstadt von Europa“. Außerhalb ihr sind die Verhältnisse schon etwas anders.

Hygienisches.

Die Gesundheitspflege in der Dampfwäscherei. Die Art, wie die Kleidungsstücke, die man täglich trägt, gereinigt werden, ist für die Gesundheitspflege von größter Wichtigkeit. Man muß dabei aber nicht nur daran denken, daß der Besitzer davon abhängig ist, sondern auch die mit der Reinigung beschäftigten Personen eine gewisse Gefahr laufen, vor der sie geschützt werden sollen. Auf die Möglichkeit, daß Wäscherinnen bei ihrem Beruf eine Ansteckung mit Tuberkulose und anderen Krankheiten erleiden, ist schon mehrfach hingewiesen worden. Ingenieur Otto Neumann hat jetzt im „Gesundheitsingenieur“ insbesondere die hygienische Bedeutung der Dampfwäscherei untersucht. Zunächst wird darin an die Forschungen erinnert, die Prof. Dunbar über die Aufnahme der Körperausdünstungen durch die Unterwäsche ausgeführt hat. Ein gesunder erwachsener Mensch scheidet jeden Tag etwa ein Kilogramm an Stoffen durch die Haut aus, die allerdings zum größten Teil in Wasser bestehen. Der Gehalt an Salzen, unter denen gewöhnliches Kochsalz vorwiegt, erreicht nur $\frac{1}{2}$ bis $\frac{2}{3}$ v. H. Alles übrige ist Wasser neben anderen Flüssigkeiten, die gleichfalls zu verdunstenden in ständen sind. Diese Verdunstung hinterläßt in der Unterwäsche Rückstände, deren Menge durchaus nicht unerheblich ist, denn nach den darüber angestellten Erhebungen belaufen sie sich für 100 Kilogramm schmutziger Wäsche auf 4 Kilogramm. Daraus geht hervor, daß ein etwas häufigeres Wechseln der Leibwäsche viel allgemeiner beobachtet werden sollte, als es bisher geschieht, da die Gewohnheit täglicher Wäder sich wohl doch nicht so schnell über alle Schichten des Volkes verbreiten wird.

Die Einführung der Dampfwäschereien hat nun die Bedeutung, die Hauswäsche zu verdrängen, gegen die sich viele Gründe geltend machen lassen. Bei oberflächlicher Vornahme der Wäsche bleibt die Reinigung ungenügend, und außerdem ist es besonders in den engen Wohnungen der Arbeiter höchst bedenklich, die schon sonst meist schlechte Luft noch durch Aufhängen unzulänglich gewaschener Kleidungsstücke weiter zu verderben. Andererseits sind die Preise der Dampfwäschereien, abgesehen von dem durch die Verdunstung bedingten Zeitverlust, immer noch zu hoch. Otto Neumann macht daher den Vorschlag, es sollte wenigstens in jeder großen Mietkaserne eine Anlage für Dampfwäscherei eingerichtet werden, die den gesamten Bewohnern für eine mäßige Abschädigung die Arbeit des Waschens gänzlich abzunehmen vermag. Früher konnte man eine derartige Neuerung kaum denken, weil die Maschinen für Dampfwäscherei zu teuer waren und zuviel Platz beanspruchten. Es ist auch fraglich, ob die bisherige Entwicklung der Technik schon völlig dazu genügt, solche Anforderungen zu erfüllen. Man darf aber ihre Befriedigung von einer Maschine mit elektrischem Antrieb erwarten, die freilich nicht nur das Waschen, sondern auch das Trocknen übernehmen muß. Auf diesem Weg wird es vielleicht bald möglich sein, auch der arbeitenden Bevölkerung einen häufigen Wechsel der Leibwäsche zu gestatten.

Archäologisches.

Im Haupte der Sphinx. Professor G. A. Reisner, der Ägyptologe der Harvard-Universität, hat den Vorständen der Bostoner Museen Bericht über die Ergebnisse der Forschungen erstattet, die er dem als Sphinx bekannten geheimnisvollen ägyptischen Monumentalwerk gewidmet hat. Er hat bereits mehrere bemerkenswerte Entdeckungen gemacht, die die Hoffnung erwecken, uns der Aufklärung eines Problems näher zu bringen, über das sich die Jahrhunderte vergeblich den Kopf zerbrochen haben. Professor Reisner fand im Innern der Sphinx einen Tempel, der der Sonne gewidmet war. Er ist älteren Ursprungs als irgendeine der Pyramiden; seine Entstehungszeit ist nach Ansicht Reisners etwa um 6000 vor Christus anzusetzen. Menes oder Mena ist bekanntlich der älteste Herrscher, von dem aus die moderne Wissenschaft die Geschichte Ägyptens datiert. Das Grab dieses Königs, der sich selbst zum Gott machte und der Sphinx ihre Gestalt gab, findet sich ebenfalls im Leibe des Idols. Es enthält Gänge, die in Höhlen führen, zu denen man noch nicht vorgedrungen ist. Die Sphinx ist aus dem Naturfelden herausgehauen worden, unter ihr aber existieren Höhlen und Gebände einer „goldenen Stadt“, die vielleicht einmal frei lag. Zurzeit beschränken sich die Ausgrabungen auf die Freilegung des im Haupte des Bauwerks befindlichen Kammer, ein Ausmaß von 18,3 Meter Länge und 4,3 Meter Breite. Sie steht durch Gänge mit dem Sonnentempel in Verbindung, der unter den Toren der Sphinx belegen ist. Daß die Sonne symbolisierende verschlungene Kreuz findet sich dort hundertfach wieder. Verschiedene Kreuze sind aus Gold und haben Drähte für kleine Glöckchen, die von den Priestern zur Beschwörung der Geister zum Erklingen gebracht werden. Innerhalb der Sphinx findet man schon winzige Pyramiden, obwohl die Sphinx selbst lange vor den großen Pyramiden errichtet wurde. Eine Pyramide war nach Professor Reisner in jener Zeit eine — Sonnenuhr, und die Sphinx war eine Sonnengottheit. Auch die Cheopspyramide ist ein zuverlässiger Zeitmesser. Professor Reisner hat die Hoffnung, bei der Unterjuchung der Reste der Sphinx auch den Geheimnissen der ägyptischen Priesterkaste auf die Spur zu kommen.